

Die Uhr

Autor(en): **Thommen, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 7

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634301>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

□ □ Die Uhr. □ □

Novellette von Elisabeth Thommen.

Sie war mir ein liebes Andenken, die kleine Stehuhr. Ich hatte sie vor Jahren in einer großen französischen



Skizze von Rud. Mürger für Notar Kofelet in „Der Neapolitaner“ von O. v. Greyerz.

Stadt gekauft. Sie stand im prunkvollen Schaufenster eines Uhrladens und fiel mir gleich in die Augen. Sie hatte ein ganz anderes Aussehen als all die verschörfelten und verzierten Wehrchen, die ihr zur Seite standen, aus grünem und rotem Marmor, gleichend in Gold und Silber. So echt altväterisch und bescheiden, so deutsch sah sie aus in der eleganten Umgebung. Sie paßte nicht hin. Schlicht war ihre Form, aus braunem gebeiztem Eichenholz das Gehäuse, eine kleine eingelegte Verzierung aus hellem Ahorn am Fuß. Die Zahlen auf dem Zifferblatt waren groß und deutlich.

Ich hatte gleich mein Herz an sie verloren, ging in den Laden hinein und wollte dem weißhaarigen Händler anstandslos die geforderte ziemlich hohe Summe zahlen.

„Markten! Wir sind in Frankreich,“ mahnte mich leise mein junger Freund, der, lächelnd über meinen Eifer, neben mir stand.

Nein, das konnte ich nicht tun um diese Uhr. Wenn man etwas Liebes besitzen will, marktet man nicht um dessen Preis.

Nach ihrem Ankauf bescherte sie mir noch eine kleine Ueberraschung. Ich hatte nicht bemerkt, daß sich eine Weckvorrichtung an ihr befand. Also war meine Uhr eigentlich ein Wecker. Das erregte zuerst mein Mißtrauen. Hatte ich mich übereilt? Denn ein Wecker, welch Schreckliches Ding! Das gelst dem Schlummernnden am Morgen, wenn der Schlaf am schönsten, die Träume am süßesten sind, in die Ohren, daß er jäh aus dem Rissen auffährt, als ob ihn ein Peitschenhieb getroffen hätte. Mit einem energischen Griff packt er das entsetzlich lärmende Instrument. Er drückt es unter die Federdecke, um sein lautes Läuten, Kreischen, Gellen zu dämpfen. Und nachdem das Geklingel endlich ein Ende hat, sind die Nerven des grausam Geweckten so erschüttelt, daß ihm jede Lust am Aufstehen vergangen ist

und er nichts sehnlicher wünscht, als sich von dem Schrecken zu erholen.

So hatte ich die Wecker in Erinnerung. Aber meine Uhr war anders. Sie hatte mich nicht betrogen. Sie weckte mich von nun an jeden Morgen mit einem feinen, singenden Stimmlin, leise, aber doch eindringlich, sanft und trotzdem energisch. Wie gern hörte ich im Halbschlummer auf das weiche Tönlein! Es erschreckte mich nie. Ich konnte es hören nicht nur ohne zu erzittern, nein, mit Wonne hören. Es zauberte mir himmlische Träume vor. Wenn sein Glöcklein anhub zu klingen, lächelte ich schon im Schlafe und freute mich, daß ich noch lebte, daß ich wieder arbeiten konnte.

Nun schweigt das Stimmlin. Auch das Uhrwerk geht nicht mehr. Aber noch steht die Uhr am selben Plage, wie immer, auf der blauen Marmorplatte meiner Kommode, gegenüber meiner Lagerstätte. Hinter ihr macht sich die antike Truhe meines verstorbenen Onkels breit. Die beiden Gegenstände ergänzen sich auf das Schönste. Ich möchte keinen missen. Jeden Tag fahre ich mit dem Staubtuch über sie beide. Wenn ich aber die Uhr in Händen habe, zittere ich leise. Ein geheimes Grauen ergreift mich. Dann werden all die Qualen, die ich in jeder Nacht erduldet, wieder furchtbar lebendig in mir. In jener Nacht, als das Uhrwerk stille stand. . . .

. . . Wie gewohnt, lege ich mich ziemlich spät zur Ruhe nieder. Ich habe noch die aufregende Novelle eines erst zur Berühmtheit gelangten jungen Schriftstellers gelesen und lösche hierauf das Licht. Der Stoff der Novelle beschäftigt mich intensiv. Nach und nach vertiefe ich mich in eigene Pläne und Entwürfe. Alte Erinnerungen erwachen in mir. Phantastische Gesichter und Gestalten führen ihren bunten Reigen auf. Allmählich verliere ich das Bewußtsein meines Ichs. Das Chaos meiner Gedanken ist eben im Begriff, in Träume überzugehen, als ich plötzlich wie elektrifiziert in die Höhe fahre.

Meine Uhr! Was hat sie denn? Wie seltsam rasch und unregelmäßig ihr Perpendikel geht! Sonst ging sie



Skizze von Rud. Mürger zur Gruppe: Frau von Graviset und Notar Kyburz in „Der Locataire“ von O. v. Greyerz.

immer leise, gleichmäßig hin und her: tid-tad-tid-tad. Das liebte ich eben so an ihr: dies bestimmte und doch unauf-

dringliche Anschläge. Schon oft hatten mich diese Töne allein in den Schlummer zu wiegen vermocht.

Am Ende steht sie krumm an ihrem Platz oder ist nicht richtig aufgezo-gen?

Das Licht flammt auf. Ich stehe bei der Uhr, halte sie an mein Ohr und schaue nach, ob irgend etwas nicht in Ordnung sei. Ich entdecke nichts Außergewöhnliches. Sie scheint wieder einen ruhigen Gang zu haben.

„Siringespinke,“ schelte ich mich, „schlafen!“

Ja, schlafen. Kaum liege ich wieder im Dunkeln, muß ich von neuem auf die Uhr hören. Sie zwingt mich dazu. Es geht wie ein unheilvoller Zauber von ihr aus. Wie mühselig sie anschlägt! Wie unregelmäßig! Als ob sie jedesmal ihre ganze Kraft zusammennehmen müßte, um vorwärtszukommen. Oft knirscht es leise in ihren Federn. Dann setzt der Schlag sogar ganz aus, kommt wieder, hinfend, hüpfend, stolpernd. . . .

Ich lausche und lausche. Ich wälze mich hin und her auf meinem Lager. Was will die Uhr von mir? Sie lebt, ich fühle es. Knacknad! Wie ein müdes, krankes Herz. . . .

Ja, so schlug das Herz meines wunderlichen, alten Onkels, von dem ich die Truhe erbt. So schlug es, als er in seiner letzten Stunde lag. Knacknad. — Dann setzte es wieder aus. Schon glaubte ich, er sei tot. Doch die alte Frau, die bei ihm wachte, schüttelte nur leise verneinend den Kopf. Das könne noch eine Stunde so weiter gehen. Ich wußte damals noch nicht, wie sich der Mensch bis zu seiner letzten Minute gegen das Sterben wehren muß, denn ich sah dem Tod zum erstenmal ins Auge.

Und der Herzschlag kam wieder. Er kam wie aus einer Maschine, bei der der Dampf am Ausgehen ist. Armer Mensch, welch mühseliges Leben hattest du! Immer an der Esse stehen, von klein auf, ohne Unterbruch. Dein Brustkasten wurde zusammengedrückt, deine Augen trübe.

Wie deutlich sehe ich dich vor mir auf dem Totenbett liegen. Wie du leidest! Ah, dein armes Herz, wie es schlägt! — Nun setzt es aus. Alles ist vorüber. . . . Noch nicht! Noch mehr hämmernde Schläge, noch mehr mühsam hervorgepreßte Atemzüge. . . . Die Qual auf deinem Gesichte vergeße ich nimmer. Was ist doch am Ende der Mensch mehr als ein armer, in seinen Schmerzen sich windender Wurm! Nun hebst du im Krampf deine braunen Arbeiterarme beide in die Höhe, langsam, wie hilfloslehend, lässest sie wieder auf das gewürfelte Bett sinken, streckst dich lang aus. . . . Du röchelst. . . .

Stöhnend schreie ich auf. Ah, ihr schrecklichen Todesgedanken, was sucht ihr mich heim? Ich lebe noch. Ich bin jung. Mein Fleisch ist warm. Weg von mir, ihr nächtlichen Schatten! Ich will ruhen.

Aber die Uhr, die Uhr, Sie schlägt weiter, sie arbeitet wie ein menschliches Wesen, mit feuchender Brust.

Wieder muß ich sinnen. Wieviele Herzen mögen jetzt so schlagen auf den Schlachtfeldern Europas? Wie gleichgültig erscheint der Tod eines einzelnen Mannes da, wo Tausende von jungen, blühenden Leben grausam vernichtet werden! Da liegen sie in ihrem Blute, mit zerrissenen Gliedern, Hunger und Durst leidend. Wie werden sie nach der Heimat seufzen, der Mutter, der Geliebten, nach einer mitleidigen Hand! Wer einen Tropfen Balsam über sie alle ergießen könnte! Wie ich mit ihnen leide, weine. . . .

Bin ich denn in dieser Nacht dazu verurteilt, alle Schmerzen der Welt auf mir zu tragen, wie Atlas, der Unglückselige? Diese Vergewaltigung meiner Seele dulde ich nicht länger. Ja, wenn mein Leiden der Menschheit etwas nützte, wenn irgend etwas besser würde dadurch!

Ich halte es nicht mehr aus auf meinem Lager. Ich eile ans Fenster, ziehe die Jalousien in die Höhe. . . .

Nein, in der Natur draußen ist nichts, das mich zu ängstigen braucht. Eine wunderfame, friedliche Mondnacht

liegt über der Erde. Kalt ist die Luft, rein und klar. Die Wiesen liegen verträumt unter einem weißen Flor. Jedes Blatt des Birnbaums vor meinem Fenster trägt ein silbernes Schleierchen. So unberührt, so ruhig ist alles.

Aber drinnen im Zimmer steht sie, die Störerin meines Schlummers. Ein weißer Mondstrahl liegt über ihr. Soll ich sie nehmen und hinaustragen? Eine seltsame Scheu hält mich davor zurück. Ein geheimnisvolles Weben ist um sie. Ich wage nicht, sie zu berühren.

Wieder liege ich mit offenen Augen da. Eine dumpfe Angst beginnt mich zu würgen. Noch versuche ich, mich dagegen zu wehren. Es ist ja nichts, nichts geschehen. In meiner Uhr hat sich ein Rädchen verbogen. Das ist alles. Alles?

Ich vergegenwärtige mir meine Lieben. Meine Eltern leben, sind gesund und wohl. Auch meine Geschwister sind alle zufrieden in ihrem Beruf. Nirgends ein Grund, sich zu kümmern. Und mein Freund, der mir der Liebste ist auf dieser Erde, der meine Seele versteht als ob es seine eigene wäre, der mein Herz bis in seine Tiefen kennt und mir nie falsche Beweggründe unterschiebt — auch er ist glücklich. Noch gestern ist ein langer Brief von ihm gekommen. Sobald er seine gegenwärtige Arbeit im Druck hat, kommt er für einige Zeit in seine alte Heimat. Dann wollen wir miteinander die längst beschlossenen Bergtouren machen und uns wieder alles von der Seele reden, was sich in den zwei Jahren unserer Trennung nur unvollkommen in Briefe hatte ergießen können. Wie ich mich darauf freue! . . .

Und doch. . . . Und doch. . . . Die Uhr. . . . Ich werde die entsetzliche Angst nicht los. Sie wächst von Minute zu Minute. Ich bin ihr ausgeliefert, wehrlos. Sie umkrallt mich mit bleichen Händen. Ich wage mich kaum zu rühren. Zitternd, in kalten Schweiß gebadet liege ich da. Und warte. Auf was?

Die Zeit schleicht vorüber. O Wohlthat, daß sie nie, nie stille steht. Bald ist die Nacht überstanden. Schon liegt die Helle des jungen Tages über das verblässende Mondlicht. Die ersten Vögelin zwitschern schlaftrunken.

Und die Uhr tickt, langsam, unregelmäßig, hinfend, hüpfend, stolpernd. . . . Ich bin ganz in ihrem Bann. Plötzlich schlägt sie laut und hart an, einmal, zweimal, setzt einige Sekunden aus, geht wieder weiter. . . . Da — ein Aechzen, Krachen, Knaden in ihrem Innern, ein kurzes Antönen des Westimmleins, gleich einem letzten, matten Seufzen — und stille steht sie. Totenstille. Ich lausche, lausche. Sie muß weitergehen. . . . sie muß. . . .

Nichts als die lähmende Stille. . . . Meine Angst steigt ins Ungemessene, wird übermächtig, raubt mir die Besinnung. . . . Ich schreie auf, laut und schaurig und fahre ob dem grauen Klang meiner eigenen Stimme zusammen. Ich stürze mich auf die Uhr, packe sie, rüttle sie wild — kein Laut. Stumm steht sie da, leblos. . . .

Die Nervenüberreizung löst sich in einem fassungslosen Weinen. Endlos fließt der Strom meiner Tränen in die Rissen. Ich weine, weine. Ich frage mich nicht: warum? Endlich erbarmt sich meiner der Schlaf und nimmt mich für kurze Stunden in seine Trösterarme. . . .

. . . Einige Tage später erhielt ich einen Brief. Mein Freund, der mir damals, in der großen französischen Stadt lächelnd beim Einkauf meiner Uhr geholfen hatte, war tot. Er war bei einem Eisenbahnzusammenstoß verunglückt und lebte noch einige Stunden. In seinen entsetzlichen Qualen rief er oft meinen Namen aus. Um halb vier Uhr morgens wurde er erlöst.

Die Zeiger meiner Uhr wiesen auf halb vier. Es war dieselbe Nacht gewesen.

Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, deren Zusammenhang wir Menschen nie erforschen werden.